

Dorothee Kimmich

---

INS UNGEFÄHRE

Ähnlichkeit und Moderne



konstanz|university press  
ESSAY





Dorothee Kimmich

INS UNGEFÄHRE

Ähnlichkeit und Moderne

Konstanz University Press

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2017 Konstanz University Press, Konstanz  
Ein Imprint der Wallstein Verlag GmbH, Göttingen

Einbandgestaltung: Eddy Decembrino

ISBN (Print) 978-3-8353-9096-6

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-9725-5

## **Teil I – Theoretisches: »Choses vagues«**

1. Einleitung 9
2. Warum überhaupt Ähnlichkeit? 17
3. Was ist Ähnlichkeit? Und warum bereitet sie uns »Unbehagen«? 23
4. Die Moderne: Das Verschwinden der Ähnlichkeit. Oder doch nicht? 45
5. Foucault und die Walnuss oder: Die Diskreditierung der Ähnlichkeit 55

## **Teil II – Texte: »Terrains vagues«**

6. Joseph Conrad und die »entsetzliche« Ähnlichkeit der Wilden 67
7. Tauschen statt Fressen: Die Ähnlichkeiten zwischen Trobriandern, Argonauten und Philipp Marlow 78
8. Wittgensteins moderne Ethnophilosophie der Ähnlichkeiten 87
9. Sigmund Freud und Aby Warburg: Magische Ähnlichkeiten 96

10. Mimetisches Verstehen: Charles Darwin  
in Feuerland 110
11. Kleiner Exkurs zum Fetisch 123

### **Teil III – Schluss**

12. Menschen und Tapire. Die aktuelle Ethno-  
epistemologie der Ähnlichkeit 135

### **Anmerkungen 142**

## **Teil I**

**Theoretisches: »Choses vagues«**





## 1. Einleitung

»Ceux qui ne savent pas dire  
ou répugnent à dire des *choses*  
*vagues* sont souvent muets et  
toujours malheureux.«<sup>1</sup>

Ähnlichkeit gehört zu den Begriffen und Konzepten mit unscharfen Grenzen, oder anders: Sie *ist* das Konzept der unscharfen Grenzen, eine Figur des »Übergänglichen«.<sup>2</sup> Sie gehört in den Bereich des vagen Sprechens, das wir beherrschen müssen, um nicht »muet« – stumm – und »malheureux« – unglücklich – zu werden, wie Paul Valéry es formuliert.

Wir ordnen die Welt, Dinge, Farben, Töne, Erinnerungen, Gesichter und Geschichten, indem wir Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten wahrnehmen. Ohne diese Fähigkeit sind wir weder in der Lage zu erkennen, zu lernen oder zu kategorisieren, noch uns zu erinnern. Ohne die Fähigkeit, etwas oder jemanden zu imitieren und nachzuahmen, erlernen wir weder eine Sprache noch Klavierspielen, weder Radfahren noch Seilspringen. Wiedererkennen und Zuordnen, nachahmend Lernen und Imitieren sind grundlegende Fähigkeiten, mit denen wir uns im Alltag orientieren. Sie sind unabdingbar, wenn wir Objekte klassifizieren wollen, wenn wir Thesen oder Argumente prüfen sol-

len, Phänomene zu- oder einordnen müssen. All diesen Operationen und Praktiken liegt das Wiedererkennen und Abgleichen von Ähnlichkeiten zugrunde; zugleich aber auch eine Entscheidung darüber, welche Kriterien für die angenommene Ähnlichkeit angelegt werden sollen. Ähnlichkeitsoperationen implizieren also meist ein – mehr oder weniger bewusstes – Urteilen und verbinden daher Erkenntnis und Interesse.

Ähnlichkeitsordnungen bilden keine homogenen Gruppen, sie ordnen nicht nach Kategorien von Identität und vollkommener Differenz. Das macht sie interessant für kulturtheoretische Überlegungen.<sup>3</sup> Die jüngsten Thesen dazu stammen nicht aus Europa, sondern aus Afrika – der Wirtschaftswissenschaftler Samir Amin hat sie in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts formuliert – und aus Indien – hier durch den Literaturwissenschaftler Anil Bhatti vertreten. Konzepte homogener kultureller, ethnischer, religiöser und sprachlicher Einheiten bergen für Indien und für viele afrikanische Länder die Risiken radikaler Segregation, rassistischer Verfolgung und religiösen Terrors. Je heterogener europäische Gesellschaften werden und sich auch entsprechend wahrnehmen, desto eher lassen sich die Gefahren solcher homogener Konzepte auch in Europa nachvollziehen.<sup>4</sup>

We have a right to be different but must also realize that antidemocratic practices flourish under

the mantle of the right to diversity. Samir Amin thus correctly demands that the right to diversity and alterity must be coupled with the »*right to be similar*«. <sup>5</sup> Similarity (Ähnlichkeit) is different from the demand for generic sameness (Gleichartigkeit). It is the process towards equality. [...]

In this sense pluricultural and heterogeneous societies can be viewed as complex webs and palimpsests of overlapping similarities. *Similarity* (Ähnlichkeit) with diversity would then be the goal of the historical process based on a Universalist humanist perspective. It is based on solidarity which ignores particularist bondings in order to project a pluricultural society of communication characterised by fuzzy borders and transcended boundaries. We could indeed see the signature of the pluricultural form of life in the affirmation of *similarity in diversity* (and *not* unity in diversity) as against the absolutisation through homogenisation. <sup>6</sup>

Ähnlichkeitsdenken, so wird hier deutlich, hat einen ethischen Aspekt. Ähnlichkeiten nicht zu erkennen, heißt eben auch oft, sie bewusst zu leugnen. Ähnlichkeitsdenken erfordert also neben der Fähigkeit zur Analyse auch die zum Urteil. Werden Ähnlichkeiten übersehen zugunsten von Differenzen und Oppositionen – was meist zur Dominanz einzelner Gruppen

führt –, so ist dies nicht nur ein erkenntnistheoretisches, sondern auch ein politisches Problem:

Wenn religiöse und/oder rassistische Fanatiker eine Spaltung der Gesellschaft in Kategorien aus Identität und Differenz beabsichtigen, dann braucht es solidarische Allianzen, die in Ähnlichkeiten unter Menschen denken.<sup>7</sup>

Ähnlichkeit ist allerdings auch kein Allheilmittel für kulturtheoretische Probleme und die entsprechenden politischen Fragestellungen. Schließlich kann erzwungene oder täuschende Ähnlichkeit selbst wieder Unterdrückung und Konflikte hervorrufen. Trotzdem gehört sie als fundamentale Erkenntniskategorie und handlungsleitende Orientierung zu den wichtigsten »tools« kulturtheoretischer Reflexion. Dies wurde lange übersehen, obwohl es eine respektable Reflexionstradition zur Bedeutung und Funktion von Ähnlichkeit gibt, an die sich gewinnbringend anknüpfen lässt.

Ähnlichkeit ist in bestimmter Hinsicht die exemplarische »Figur des Dritten«, die dem Denken in Identität und Differenz hinzugefügt werden muss.<sup>8</sup> Dabei handelt es sich nicht nur um eine numerische Ergänzung, sondern um einen fundamentalen Umbau des Systems. Tatsächlich verlangt das Denken in Ähnlichkeiten – anders als das Differenzdenken –, Unschär-

fen, diffuse Begrifflichkeiten und vage Definitionen zu akzeptieren. Ähnlichkeitskonstellationen sind solche mit granularen, skalaren Abstufungen. Die vermeintliche Exaktheit, die sich durch ein Denken in Identität und Differenz bzw. deren klare Opposition zu ergeben scheint, ist mit Vorstellungen von Ähnlichkeit nicht zu vereinbaren. Allerdings vermeidet man mit Hilfe von Ähnlichkeitskonstruktionen auch all die Fehler, die sich üblicherweise ergeben, wenn man willkürlich Linien zieht und klare Abgrenzungen vornimmt, wo es sie nicht gibt.

Differenz – im Singular – wurde bisher, vor allem in strukturalistischen und systemtheoretischen Kontexten, meist dichotom konzipiert, im Sinne einer Differenz von eigen und fremd, Mann und Frau, schwarz und weiß, normal und wahnsinnig, krank und gesund. Heute sind sich alle kulturtheoretischen Ansätze darin einig, dass solche Oppositionen nicht als starre gedacht werden können; ja, sie sind sich sogar darin einig, dass diese Oppositionen Hierarchien implizieren und deshalb nicht als starre gedacht werden *dürfen*. Die entsprechend entwickelten Konzepte von Subversion, Dekonstruktion, Inter-, Trans- und Hybriditätskonstruktionen können aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie im Grunde ein selbstgemachtes Problem adressieren und beheben sollen, dabei aber vergleichsweise unterkomplex bleiben.

Ähnlichkeitsmodelle erlauben differenzierte Beschreibungen von sich überlagernden Strukturen von Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten. Soziale Geschlechterrollen etwa lassen sich nicht angemessen im Rahmen der gängigen biologischen Geschlechter abbilden. Sie definieren sich auch nicht nur in Opposition zum jeweils anderen Geschlecht. Die sozialen, kulturellen, historischen, und auch die biologischen Repräsentationen dessen, was man als ›Mann‹ oder ›Frau‹ bezeichnet, variieren erheblich. Dabei sind Männer und Frauen, je nachdem, welche Aspekte des Vergleiches man wählt, einander eher ähnlich oder eben auch eher fremd: Vergleicht man Körperkraft oder Testosteronspiegel, wird man zu anderen Ergebnissen kommen als bei einem Vergleich von Intelligenz. Die Rede von der Geschlechterdifferenz muss also durch die von Geschlechterdifferenzen im Plural und den entsprechenden Ähnlichkeiten ergänzt werden. Dasselbe gilt für alle Formen von Kulturvergleich. Auch hier würden sich viele Debatten über Trans- und Interkulturalität erübrigen, wenn sich die Untersuchungen auf differenzierte Netze von Ähnlichkeiten und Unterschieden konzentrieren würden.

Es geht also um grundsätzliche Fragen der Kategorienbildung, etwa darum, wie wir ein Konzept wie ›Kultur‹ oder ›Geschlecht‹ verstehen und verwenden wollen. Es geht auch um die Funktion von Differenzen, abstrakten und konkreten, sozialen, ethnischen

und religiösen – und damit letztlich um den Versuch, ein Denken in Identität und Differenz zu ergänzen um das Denken in Ähnlichkeiten.

Bisher haben Ähnlichkeit als Wahrnehmungskonzept und das aktive Pendant – Imitation, Nachahmung und Mimesis – weder in der aktuellen Kulturtheorie noch in der modernen Philosophie oder in der Pädagogik eine einflussreiche Lobby. Ein Denken in Ähnlichkeiten gilt meist immer noch als Modell der Vormoderne, wird einem homöopathischen oder magischen Zugang zur Welt zugeordnet. Die mangelnde Präzision scheint Ähnlichkeit auf vielen Feldern theoretischer und wissenschaftlicher Auseinandersetzung zu disqualifizieren.

Dies hat verschiedene Gründe. Vage Begriffe sind unbeliebt. So wurde das Nachdenken in und über Ähnlichkeiten sowohl als systematisch unbrauchbar – von der Philosophie – wie auch als historisch überkommen – von den Kulturwissenschaften – aus der aktuellen Theoriebildung verabschiedet. In der Philosophie wurde Ähnlichkeit seit Aristoteles zwar als fundamental für alle Formen von Erkenntnis anerkannt, aber als letztlich zu diffus nicht weiter verfolgt. Denken in Ähnlichkeitsbezügen, so wurde wiederum in den Kulturwissenschaften argumentiert, sei kein aktualisierbares Konzept. Es gehöre – so etwa Michel Foucault – zu einer vormodernen Episteme.

Beides trifft nicht zu: Sowohl die systematische